

Leseprobe „Kettenreaktion“

von

Alesia Fridman

Prolog

„In einem geschlossenen System nimmt die Entropie niemals ab.“

Zweiter Hauptsatz der Thermodynamik

Die Entropie nimmt demnach immer zu oder bleibt konstant. Dadurch sind thermodynamische Prozesse in geschlossenen Systemen unumkehrbar.

Mehr als zehn Jahre ist es nun her, und diese Zeit habe ich auch gebraucht, um über die Ereignisse, die sich damals im *Johnsons Correctional Center* abgespielt haben, berichten zu können. Noch immer überkommt mich ein beklemmendes Gefühl, wenn ich an die Zeit zurückdenke, die ich dort eingesessen habe. Ich frage mich, wie mein Leben verlaufen wäre, wenn es diese zwei Jahre nicht gegeben hätte. Was für ein Mensch wäre wohl aus mir geworden? Im Nachhinein sucht man immer nach positiven Entwicklungen, die sich aus schlimmen Erfahrungen ergeben haben. Doch vielleicht ist das nur eine psychologische Strategie, die wir unbewusst einschlagen, um besser mit den Erinnerungen an das Geschehene zurechtzukommen. Von diesen Strategien haben wir eine Menge im Repertoire, wie ich am eigenen Leib und in den Jahren meiner beruflichen Tätigkeit erfahren habe. Sie helfen uns, zu überleben. Denn irgendwie hängen wir doch alle an unserem kleinen, unbedeutenden Dasein.

Die erste Nacht

Als die schwere Metalltür scheppernd ins Schloss fiel, stieg Panik in mir auf. Ich hatte nicht darüber nachgedacht, welche Beklemmung es in mir auslösen würde, eingesperrt zu sein. „Der Junge braucht seine Freiheit“, hatte meine Mutter mich immer verteidigt, wenn mein Vater der Meinung war, ich müsse doch endlich lernen, mich an Regeln zu halten. Als eigensinnig und stur wurde ich gelegentlich bezeichnet. Doch so hatte ich es nie empfunden, es war nur mein Recht auf Selbstbestimmung, das ich schon in jungen Jahren für mich in Anspruch genommen hatte.

Und nun war ich in dieser grauen Zelle eingesperrt! Irgendetwas in mir hoffte noch immer, dass ich endlich aus diesem Alptraum aufwachen würde, erleichtert die Bettdecke zurückschlagen und ins Bad gehen konnte, um das erdrückende Gefühl, das dieser Traum hinterlassen hatte, mit einem Schwall kalten Wassers auf mein Gesicht zu vertreiben. Ich konnte nicht ins Bad. Ich konnte nirgendwohin. Nicht mehr essen, wann ich wollte, und auch nicht schlafen, wann ich wollte. Überhaupt konnte ich nun nicht mehr tun, wonach mir war, sondern musste mich an die strengen Regeln dieser Institution halten. Und das ausgerechnet ich!

Vom oberen Stockbett beugte sich ein dunkelhaariger Mann zu mir herab. „Hi, ich bin Alfredo.“

„Hi“, krächzte ich.

Alfredo sprang auf den Boden und grinste mich schief an. Er war um die fünfzig, hager und etwas kleiner als ich, wobei ich für einen Mann auch schon eher klein war. „Willkommen in deinem neuen Zuhause.“ Seinem starken Akzent nach zu schließen, war er Mexikaner. „Wenn du noch pissen musst, mach es gleich. Das Licht geht um elf aus.“ Er deutete auf eine Toilette aus Metall, die an der hinteren Wand angebracht war.

Verzweifelt versuchte ich, ein paar Tropfen herauszupressen. Daran würde ich mich jetzt wohl gewöhnen müssen. Intimsphäre gab es nicht mehr. Wie sollte das nur werden, wenn ich mal ein größeres Geschäft erledigen musste? Der Boden unter meinen Füßen begann zu schwanken, und ich legte mich schnell aufs Bett, um vor meinem Zellengenossen nicht gleich in Ohnmacht zu fallen. Er würde noch früh genug feststellen, was für ein Weichei ich war.

Es brummte, und mit einem Knacken ging das Licht aus. Ein schwacher Lichtschein fiel aus dem Gang durch das vergitterte Fenster in unserer Zellentür und warf einen streifigen Schatten auf die Wand. Mein Brustkorb wurde eng, ich bekam kaum noch Luft. Zwei Jahre! Zwei Jahre waren eine Ewigkeit. Wie sollte ich das nur durchstehen? Mein Atem ging immer schneller. Trotzdem bekam ich

keine Luft. Ich hyperventilierte. Dieser Fachbegriff aus meinem abgebrochenen Medizinstudium flimmerte in meinem Kopf auf und tanzte vor mir herum. Hyperventilieren, hyperventilieren, hyperventilieren ...

Über mir knarrte der durchgelegene Lattenrost. Schemenhaft tauchte Alfredos Gesicht über mir auf. „Ganz ruhig“, flüsterte er kaum hörbar. „Die erste Nacht ist die schlimmste. Du gewöhnst dich dran.“

Verzweifelt versuchte ich, meine Atmung unter Kontrolle zu bringen. Irgendwie musste ich mich ablenken. Ich durfte einfach nicht daran denken, wo ich war und was noch auf mich zukommen würde. Medizinische Fachbegriffe. Vielleicht konnten die mir helfen. Seit zwei Jahren hatte ich kein Lehrbuch mehr in der Hand gehalten. Was fiel mir noch ein? Klaustrophobie, die Angst vor geschlossenen Räumen und dem Eingesperrtsein. Fieberhaft versuchte ich, mich an andere Fachbegriffe zu erinnern. Ich sah mein Chirurgielehrbuch vor mir, schlug es auf und ging in Gedanken die einzelnen Kapitel durch.

An Schlaf war nicht zu denken. Ich war zum Zerreißen angespannt, und Alfredos Schnarchen durchdrang in einem Fort die Stille, die ansonsten um mich herum herrschte. Sobald mich eine erneute Welle der Panik zu überrollen drohte, versuchte ich wieder, mir die Inhalte meiner Lehrbücher ins Gedächtnis zu rufen. Ich verfluchte mich, dass ich damals nicht intensiver bei der Sache gewesen war. Mein Wissen war nur noch bruchstückhaft, doch je stärker ich mich konzentrierte, desto mehr fiel mir wieder ein.

Irgendwann zwischen Pneumonie und Pneumothorax musste ich eingeschlafen sein. Lange hatte ich sicher nicht geschlafen, denn als das Licht um halb sechs mit einem erneuten Brummen wieder anging, fühlte ich mich wie durch die Mangel gedreht. Alfredo war nicht da, wie ich überrascht feststellte. Ich blickte mich in der Zelle um. Sie war etwa dreieinhalb Meter lang von der Tür bis zu dem vergitterten Fenster und etwa zwei Meter breit. Ein metallenes Etagenbett, ein Klapptisch, zwei Plastikstühle, jeweils zwei kleine Metallschränke und Regale füllten gemeinsam mit Waschbecken und Toilette die Zelle so aus, dass man gerade noch von der Tür zum Fenster gehen konnte. Die Wände der Zelle waren beschmiert und zerkratzt. *Fuck you, Shit* und *Sam was here* konnte ich von meinem Bett aus entziffern. Ich stand auf, reckte mich und ließ meine Gelenke knacken. Vom Liegen auf der dünnen, durchgelegenen Matratze tat mir der Rücken weh. Alfredo hatte sein Bett ordentlich gemacht, und ich tat es ihm gleich, denn ich wollte nicht gleich am ersten Tag Ärger bekommen. Anschließend ging ich die zwei Schritte zum Fenster und blickte durch die Gitterstäbe auf einen asphaltierten Hof mit zwei Basketballkörben, graue Mauern mit Stacheldrahtzaun und einen Wachturm, auf dem ein Wärter stand. Ich schluckte und drehte mich wieder vom Fenster weg. Der Blick auf den Hof war fast noch

frustrierender als der Anblick meiner neuen Unterkunft. Ich nutzte die Toilette und war dankbar, dass ich dies alleine tun konnte.

Gefängnisalltag

Um kurz vor sechs kam Alfredo zurück, und um sechs Uhr riefen die Wärter nacheinander die drei Zellentrakte auf, woraufhin sich die Gefangenen in den Speisesaal begaben. Aus einem Loch in der Wand wurden uns Teller herausgereicht. Nachdem ich meinen Teller entgegengenommen hatte, war Alfredo, dem ich gefolgt war, schon wieder verschwunden. Suchend blickte ich mich nach einem freien Platz um. Im Saal waren runde Metalltische an den Boden geschraubt. Auch die vier Metallhocker, die sich jeweils darum gruppierten, waren festgeschraubt. An einem der Tische saßen ein dicker weißer Mann mit einer Brille und ein grauhaariger Schwarzer. Zwei Plätze waren noch frei.

„Ist hier noch frei?“, fragte ich. Ich hatte keine Ahnung, ob es üblich war zu fragen, aber ich hielt es für sicherer, höflich und zurückhaltend zu sein.

„Klar, siehst du doch“, sagte der Dicke. Der Schwarze blickte nicht von seinem Teller auf. Ich setzte mich auf den Metallhocker.

„Ich bin Billy Bob, und der schweigsame Alte hier ist Dan. Erwarte nicht, dass er mit dir quatscht. Bist du mit der Fuhre gestern Abend gekommen?“

„Ja.“ Ich blickte auf meinen Teller, auf dem zwei kleine Pfannkuchen, ein Klecks Margarine und eine Pfütze Sirup lagen. Daneben befand sich noch ein Häufchen kleiner, quadratischer Stückchen, die wie Kartoffeln aussahen. Kartoffeln zum Frühstück? Ich schob sie mit der Gabel von einer Seite des Tellers zur anderen.

„Kartoffeln gibt es zu jeder Mahlzeit“, erklärte mir Billy Bob. „Die sind billig, und damit können sie die Mindestkalorienmenge erfüllen, die vorgeschrieben ist.“

Billy Bob war gesprächig und informierte mich ausführlich über die Mahlzeiten, die im *Johnsons Correctional Center* angeboten wurden. „Fleisch gibt es nur vom Truthahn. Die Würstchen, die Schnitzel, der Eintopf – alles ist aus einem Gemisch aus Truthahn und Soja. Und alles schmeckt gleich.“

Wenn ich hier rauskomme, rühr ich keinen Truthahn mehr an. Noch nicht mal zu *Thanksgiving* will ich mehr was von dem Vogel wissen.“

Auch darüber hatte ich mir noch keine Gedanken gemacht. Für mich war gutes Essen immer eine Selbstverständlichkeit gewesen. Da mein Vater gelernter Koch war, legte er großen Wert auf hochwertige Lebensmittel. Seit ich denken konnte, war er von Dienstag bis Samstag an jedem Morgen um vier Uhr aufgestanden, um auf den Bostoner Märkten Fisch, Fleisch und Gemüse zu erstehen. Nach der Schule war ich immer ins Restaurant meiner Eltern gegangen, hatte an der Theke eine schmackhafte warme Mahlzeit genossen und meine Hausaufgaben gemacht. Wehmütig dachte ich an das gemütliche Restaurant, während ich in dem lieblos auf den Teller geklatschten Essen herumstocherte.

Zwischen sieben und acht Uhr wurden wir in unsere Zellen eingeschlossen, um gezählt zu werden. Viermal täglich wiederholte sich diese Prozedur, die sogenannte *Counttime*. Zwei Wärter blickten durch die Gitterstäbe, riefen unsere Namen, und wir mussten aufstehen und uns melden.

Alfredo nutzte die Zeit, während der wir eingesperrt waren, um mich über die Regeln und Abläufe im Gefängnis zu informieren. Nach meiner Ankunft am Vorabend hatte ich ein Heft mit den offiziellen Regeln erhalten.

„Unbedingt dran halten“, meinte Alfredo. „Die Wärter sind nicht zimperlich, und du siehst nicht aus, als wolltest du dich mit ihnen anlegen.“

Ich schüttelte den Kopf. Das wollte ich wirklich nicht. Trotz meiner Abneigung gegen Regeln hatte ich den festen Vorsatz gefasst, keinen Ärger zu machen. Dazu hatte ich viel zu große Angst.

Es gab auch noch inoffizielle Regeln. „Wir geben uns jeweils morgens und abends eine halbe Stunde alleine in der Zelle. Ich verschwinde um fünf in den Gemeinschaftsraum, und du gehst dann nach der *Counttime*. Okay?“

Ich nickte. Das bedeutete zwar, dass ich jeden Morgen sehr früh aufstehen musste, aber eine halbe Stunde Privatsphäre in der Zelle war das sicher wert. Allerdings wusste ich nicht, ob ich meinen Darm so trainieren konnte, dass er diese Zeiten auch nutzen würde. Ihm war es vermutlich egal, ob er sich alleine oder in Gesellschaft entleeren musste.

„Und jeder von uns hat seine eigene Rolle Klopapier. Wage es ja nicht, meine anzurühren!“, fügte Alfredo noch hinzu.

„Natürlich nicht.“ Wie ich noch erfahren sollte, war das Toilettenpapier streng rationiert. Im Gefängnisshop gab es zusätzliches Toilettenpapier zu kaufen: eine Rolle für den Gegenwert von etwa zwei Tagen Arbeit.

Als sich die Zellentüren nach der *Counttime* wieder öffneten, ließ ich Alfredo seine zugesagte halbe Stunde alleine. Danach ging er zu seinem Job. Er war in der Reinigungsgruppe. „Heute Nachmittag ist das Büro der Arbeitsvermittlung geöffnet, da kannst du dich um einen Job bewerben. Mach das unbedingt gleich heute“, riet er mir. „Es gibt nicht Jobs für alle, und nach ein paar Wochen bist du heilfroh, wenn du was zu tun hast.“

Ich wusste, dass die Jobs miserabel bezahlt wurden. Es gab zwischen zwei und drei Dollar pro Tag. Aber ich war fest entschlossen, jede Arbeit anzunehmen, die mir angeboten wurde. Erstens war mir klar, dass ich diese Ablenkung brauchen würde, um nicht wahnsinnig zu werden. Und zweitens hoffte ich, mit dem Geld meine Bedürfnisse im Knast decken zu können. Da ich nicht rauchte, war es nicht viel, was ich brauchte. Zusätzlich zu meiner Haft hatte ich eine hohe Geldstrafe zahlen müssen. Da mein Angespertes nicht ausgereicht hatte, wollte ich die Eigentumswohnung verkaufen, die ich erst vor einem halben Jahr erstanden hatte. Die Wohnung war nicht schuldenfrei, und meine Freundin Amanda lebte noch darin. Bei Amanda war ich mir allerdings nicht sicher, ob sie meine Freundin oder meine Ex-Freundin war. Seit der Betrug und die Geldwäsche, derer ich mich schuldig gemacht hatte, aufgefliegen waren, hatte sie kaum mehr mit mir geredet. Und weder bei der Urteilsverkündung noch an dem Tag, an dem ich ins Gefängnis gebracht worden war, hatte sie mir beigegeben. Meine Eltern waren schließlich eingesprungen und hatten den Rest der Summe übernommen, sodass die Wohnung zwar noch mir gehörte, ich jedoch keinen Cent mehr zur Verfügung hatte. Meine Eltern würden mir sicher noch Geld geben, wenn ich sie darum bat, aber ich wollte ihnen nach der großen Enttäuschung, die ich ihnen bereitet hatte, nicht noch mehr auf der Tasche liegen. Das Restaurant lief zwar ganz gut, doch es warf nicht so viel ab, dass sich meine Eltern große Sprünge leisten konnten.

Da ich an diesem ersten Morgen im Knast jedoch noch keinen Job hatte, ging ich in den Gemeinschaftsraum, während Alfredo mit seinem Putztrupp durch das Gefängnis zog.

Im Gemeinschaftsraum stand ein Billardtisch, und ein Fernseher hing von der Decke. Ein Musiksender lief, und ein muskelbepackter schwarzer Mann mit Lederjacke, Sonnenbrille, Baseballkappe und dicker Goldkette flirrte über den Bildschirm und rappte Worte, die sich zwar reimten, die meine Großmutter jedoch in ihrem ganzen Leben niemals in den Mund genommen hätte.

Die Männer standen in Gruppen zusammen und rauchten. Sie starrten auf den Bildschirm oder unterhielten sich. Die meisten von ihnen waren schwarz. Die Schwarzen hatten hier das Sagen, darüber hatte mich Billy Bob bereits während des Frühstücks aufgeklärt. „Wir mit unseren weißen Ärschen haben hier nichts zu sagen. Bei den Gefangenen und den Wärtern sind die Schwarzen klar in der Überzahl, und das lassen sie uns auch spüren. Hier drin sind wir die Angeschissenen. Sogar der alte Dan hier, der kein Wort spricht und von dem keiner weiß, ob er überhaupt noch bei klarem Verstand ist, steht in der Hackordnung weit über uns. Eine Ausnahme sind die Russen, die sind zwar weiß, aber mit denen legen sich noch nicht mal die Schwarzen an. Sonst kann es passieren, dass ihre Frauen und Kinder draußen überfahren oder erschossen werden.“

Als ich den Gemeinschaftsraum betrat, spürte ich, wie ich begutachtet wurde. Völlig ungeniert ließen die Männer ihre Blicke an mir auf und ab wandern. Ich fühlte mich sehr unbehaglich und wäre am liebsten sofort wieder zurück in meine Zelle verschwunden. Doch das würde mir sicher als Feigheit ausgelegt, und ich fürchtete, dass es hier nicht als eine lobenswerte Tugend angesehen wurde, wenn man Schwäche zeigen konnte. Also ging ich mit klopfendem Herzen in den Raum, lehnte mich mit dem Rücken an die Wand und blickte auf die Mattscheibe, als sei ich zu keinem anderen Zweck in den Gemeinschaftsraum gekommen, als interessiert das Gangsta-Rap-Video zu verfolgen. In diesem Moment wünschte ich, ich würde rauchen. Dann hätte ich zumindest eine Beschäftigung für meine zitternden Hände gehabt.

Nach einer Weile kamen zwei Männer auf mich zu. „Na, neu hier?“, fragte einer der beiden, der etwa Mitte dreißig war und einen Teil seiner Rastalocken unter einem bunten, gestrickten Käppi versteckt hatte.

„Ja, gestern angekommen.“ Ich war zufrieden mit meiner Stimme. Sie verriet nicht, dass ich mir fast in die Hose machte.

Der zweite Mann hatte sich ziemlich dicht neben mich gestellt und blickte mir von oben herab ins Gesicht. Das Weiße seiner Augen schimmerte gelblich aus einem fast schon blauschwarzen Gesicht. Er hatte einen Zahnstocher schräg im Mundwinkel hängen. „Wie alt bist du denn, Kleiner?“

„Dreiundzwanzig.“

„Na, sieh mal einer an. Du bist ja schon ein Mann.“ Der Rastalockenmann grinste mich an und ließ eine Reihe blendend weißer Zähne aufblitzen. „Ich bin Silver Slick. Wie heißt du denn?“

„Matteo.“

Der große Schwarze schob den Zahnstocher mit der Zunge von einem Mundwinkel in den anderen. „Matteo, wie niedlich. Ich bin Norris. Wofür haben sie dich denn hier eingelocht?“

„Geldwäsche und Betrug.“

Norris lachte gackernd. „Is ja niedlich.“ Offensichtlich war das sein Lieblingswort. „Und warum bist du dann nicht im Camp? Geldwäsche und Betrug sind ja keine Kapitalverbrechen.“

Ich zuckte mit den Schultern. Mein Anwalt war auch erstaunt darüber gewesen, dass man mich in ein Gefängnis der Sicherheitsstufe drei schickte. „Ich habe damit gerechnet, dass du ins Camp kommst“, hatte er gemeint. „Du bist ja noch nie straffällig geworden und auch noch so jung. Aber eigentlich kannst du froh sein. Im Camp gibt es nur große Schlafsäle mit mindestens zwanzig Betten, da hat man nie seine Ruhe. Einer meiner Klienten hat sich extra noch etwas zuschulden kommen lassen, um bloß nicht ins Camp geschickt zu werden. Im *Johnsons* musst du dir die Zelle nur mit einem anderen teilen.“

Zu dem Zeitpunkt war ich so durch den Wind gewesen, dass ich kaum wahrnahm, was mir mein Anwalt erzählte. Bis zuletzt hatte ich immer noch gehofft, mit einer Bewährungsstrafe davonzukommen. Die Tatsache, dass ich tatsächlich eingesperrt werden würde, sickerte nur langsam zu mir durch. Um mich für die Details meiner Unterbringung zu interessieren, hatte ich noch keine geistige Kapazität. Im Nachhinein erklärte ich mir meine Unterbringung im *Johnsons* damit, dass ich mich mit der Mafia eingelassen hatte. Dieser Umstand verlangte nach Auffassung der Richter vermutlich nach einer härteren Strafe als zwei Jahre im Camp.

Ich räusperte mich. „Wofür sitzt ihr denn?“

„Bewaffneter Raubüberfall, und Silver Slick hat einen Polizisten angeschossen.“

„War nur ein Versehen“, verteidigte sich der Rastalockenmann.

„Hat dir aber auch nicht geholfen.“

Ein weißer Mann mit Glatze und wabbeligem Bauch näherte sich unserem Grüppchen. „Na, Jungs, habt ihr euch den neuen kleinen Fisch geangelt?“ Er lachte, und aus seinem Doppel- wurde ein Dreifachkinn.

Norris legte mir seine Hand schwer auf die Schulter. „Das ist Matteo, unser kleiner Geldwäscher.“ Er deutete auf den fetten Glatzkopf. „Und das ist Chuck.“

Ich fühlte mich ziemlich unbehaglich und überlegte, wie ich mich zurückziehen konnte. Instinktiv spürte ich, dass es keine gute Idee war, sich mit diesen Jungs abzugeben. Zu meinem Glück betrat in

diesem Moment ein großer, muskelbepackter Mann, dessen Haare zu einem aufwendigen *Tribal* Muster geschoren waren, den Raum.

„Hey, Popcorn. Wieder da? Wie war's?“, wurde er von allen Seiten begrüßt und umringt. Auch das freundliche Trio aus Schwerverbrechern, das sich um mich gekümmert hatte, ließ mich stehen und machte sich zu dem Neuankömmling auf.

„Scheiße. Die Verhandlung ist schon wieder vertagt worden und geht in vier Wochen weiter. Da muss ich noch mal vor Gericht.“ Popcorn gestikulierte ausholend mit seinen vollständig tätowierten Armen, auf die nicht mal mehr ein Bildchen vom Format eines Vierteldollars gepasst hätte. Seine Ohrläppchen waren durch Piercings auf eine groteske Größe aufgedehnt.

Erleichtert schlüpfte ich aus dem Gemeinschaftsraum und ging zurück in meine Zelle.

„Du bist vielleicht ein Witzbold. Noch grün hinter den Ohren und willst in die Küche oder zu den Hofarbeitern? Da kannst du lange warten, da wollen alle hin.“

„Das war ja nur eine Frage. Ich nehme jeden Job, den es gibt.“ Ich hatte vor dem Büro der Arbeitsvermittlung gewartet, bis der zuständige Officer kam, und den Aushang an der Tür studiert, der über die verschiedenen Jobs Auskunft gab. In die Küche wäre ich natürlich am liebsten gegangen, aber ich hatte mir gleich gedacht, dass das ein beliebter Job sein würde. Sicher konnte man da die eine oder andere Kleinigkeit abzweigen. Das Essen war knapp bemessen. Für mich reichte es, aber ich war klein und zierlich. Bei den großen, muskulösen Männern hingegen füllte das Gefängnisessen gerade mal den hohlen Zahn, und sie beschafften sich auf anderen Wegen zusätzliche Kalorien. Warum allerdings die Hofarbeit, also das Rasenmähen und das Aufsammeln von Müll im Hof, so begehrt war, sollte sich mir erst später erschließen.

Der Officer blätterte in seinen Unterlagen. „In der Wäscherei ist gerade was frei geworden.“

„Dann soll es die Wäscherei sein.“ Ich wusste nicht, wie dankbar ich für diesen Job noch sein würde.

Ich füllte die Formulare aus und ging dann nach unten in die Wäscherei. Dort war es laut, heiß, und Dampfschwaden zogen durch den Raum.

Maria sei zuständig, und ich solle mich bei ihr melden, hatte mir der Officer gesagt. Die einzige Frau zwischen den dampfenden und zischenden Geräten zu finden, war einfach. Eine kleine, knochige schwarze Frau stand über eine Mangel gebeugt im hinteren Bereich der Wäscherei. Als sie sich umdrehte, zuckte ich zusammen. Ihr fehlte ein Auge, und der vernarbten, verzogenen Augenhöhle

nach zu urteilen, die in ihrem runzeligen Gesicht zurückgeblieben war, hatte sie ihr linkes Augenlicht durch Gewalteinwirkung verloren.

„Hallo, Maria, ich soll mich bei Ihnen melden. Ich bin Matteo.“

Maria nickte mir mit ausdruckslosem Gesicht zu. „Schon mal in einer Wäscherei gearbeitet?“

„Nein.“

„Dann bleib heute bei mir, und ich zeig dir alles.“

„Okay.“

Wie ein Hündchen lief ich an diesem Nachmittag hinter Maria her. Sie war wortkarg, und ich versuchte, mir trotz ihrer spärlichen Erklärungen einzuprägen, wie sie die verschiedenen Geräte bediente.

Wie ich erfuhr, erledigte die Wäscherei nicht nur die Gefängniswäsche, sondern wusch, trocknete, reinigte, mangelte und bügelte auch für Privatleute und einige ortsansässige Unternehmen. Maria und Ted, ein Lebenslänglicher, der schon seit zwanzig Jahren in der Wäscherei arbeitete, prüften sorgfältig jedes Stück, das für auswärtige Kunden gereinigt wurde.

„Nicht alle dürfen die Wäsche der zahlenden Kunden bearbeiten“, erklärte mir Ted, der deutlich mitteilbarer war als Maria. „Da musst du dich erst mal bewähren. Wir haben einen guten Ruf in der Stadt, und den wollen wir nicht verlieren.“ Mit seinen schwarzen, knochigen Händen strich er über eine feine Tischdecke, die ein Häftling ihm reichte, bevor er sie sorgfältig in Seidenpapier einschlug und in einen Korb neben seiner Arbeitsbank legte. Das nächste Stück aber gab er dem Häftling zurück. „Das musst du noch mal bügeln. Hier unterhalb des Kragens sind Falten.“

Ted schien in der Wäscherei seine Erfüllung gefunden zu haben. Was wäre wohl außerhalb der Mauern dieses Gefängnisses aus ihm geworden? Wie mir Billy Bob, der über alle Gefangenen informiert zu sein schien, irgendwann erzählte, hatte Ted im Alter von zwanzig Jahren mit seinem älteren Bruder einen bewaffneten Raubüberfall begangen. Sie waren von Polizeibeamten überrascht worden, und Teds Bruder hatte einen Polizisten erschossen. Daraufhin wurde sein Bruder ebenfalls erschossen und Ted zu einer lebenslänglichen Freiheitsstrafe verurteilt. Bei der Schießerei hatte Ted eine Kugel ins Knie bekommen und hinkte seitdem.

Erinnerungen

„Weißt du, warum Popcorn Popcorn heißt?“, fragte mich Billy Bob am nächsten Tag.

Ich war gerade mit dem Haferbrei beschäftigt, den es heute zum Frühstück gab. Er schien im Mund noch aufzuquellen. Aber egal, wie ekelhaft alles schmeckte, Alternativen gab es nicht. Ich musste die Kalorien wohl oder übel zu mir nehmen. Ich schüttelte den Kopf.

„Wenn er sauer ist, explodiert er wie ein Popcorn. Der Kerl ist unberechenbar. Um ihn mache ich einen großen Bogen. Letzte Woche war er bei seiner Gerichtsverhandlung. Da war es hier eigentlich recht friedlich.“

Das konnte ich mir gut vorstellen. Popcorn wirkte wie ein Typ, der Ärger förmlich anzog.

„Popcorn ist schon genauso lange im *Johnsons* wie ich. Wir kamen am gleichen Tag hier an.“ Billy Bob schob sein Essen auf dem Teller hin und her. Das hatte ich noch nie gesehen. Normalerweise schaufelte er alles schnell und gierig in sich hinein.

„Hast du ihn vorher schon gekannt?“

„Wir waren ein paar Wochen zusammen im *MCI Cedar Junction*, wo wir fürs *Johnsons* eingeteilt wurden. Popcorn hat auf dem Transport eine Schlägerei angefangen und dafür seine ersten zwei Wochen im *Johnsons* im Loch verbracht. Gegen ihn wird ein Mordprozess geführt. Und das jetzt schon seit mehr als zwei Jahren.“

„Warum bist du eigentlich hier?“, fragte ich Billy Bob.

„Drogenhandel.“ Mehr erzählte er mir nicht, obwohl er sonst mehr als mitteilend war. Erst später erfuhr ich von ihm, dass er mit fünfzig Gramm Phencyclidin, das auch PCP oder *Angel Dust* genannt wurde, erwischt worden war. Dafür hatte er sechs Jahre bekommen. Er war auch nicht zum ersten Mal im Knast. Seit er das Kinderheim, in dem er aufgewachsen war, verlassen hatte, war er immer mal wieder wegen verschiedenster Vergehen hinter Gittern gelandet. „Sechs Jahre haben sie mir vorher allerdings noch nie aufgebrummt. Hoffentlich geht das nicht so weiter, sonst brauche ich zwischendurch gar nicht mehr rauszugehen“, hatte er lakonisch gemeint.

Bei dem Gedanken daran, ich könnte nochmals eingelocht werden, lief es mir eiskalt den Rücken hinunter. Ich schwor mir, keine Gesetze mehr zu brechen, noch nicht einmal mehr ein paar Meilen zu schnell zu fahren oder falsch zu parken. Und niemals wieder würde ich mich mit der Mafia einlassen.

Grimmig dachte ich an den Sonntagabend im Restaurant meiner Eltern, als Flavio mich angesprochen hatte. Einen Monat zuvor hatte ich mein Studium hingeschmissen, meine Wohnung in Durham aufgelöst und war nach Florida geflogen, um mich erst einmal von den Anstrengungen zu erholen. Danach stand ich mit meinen Koffern vor der Tür meiner Eltern und teilte ihnen mit, dass ich mein Medizinstudium hingeschmissen hätte. Sie flehten mich an, es nochmals zu probieren. „In jeder Ausbildung gibt es schwierige Zeiten. Du musst lernen, durchzuhalten“, beschwor mich mein Vater. Aber ich schüttelte nur den Kopf. Ich half im Restaurant aus, doch das ständige Seufzen meiner Mutter und die Bitten meines Vaters, an die *Duke University* zurückzukehren, gingen mir auf die Nerven. Ich musste dringend einen Job finden.

„Was machst du hier, Matteo? Studierst du nicht in North Carolina?“ Flavio gab mir ein großzügiges Trinkgeld. Er trieb die Steuern für die italienische Mafia in der Gegend ein. Natürlich zahlten auch meine Eltern das obligatorische Schutzgeld, hatten aber ansonsten nichts mit der Mafia zu tun, die in Boston schon immer sehr viel zu sagen gehabt hatte. Nicht umsonst diente das Leben von James „Whitey“ Bulger, dem legendären irischstämmigen Kopf der *Winter Hill Gang*, der als FBI-Informant in Boston Mitglieder der italienischen Mafia ans Messer geliefert hatte, als Vorlage für zwei Hollywoodfilme: Martin Scorseses *Departed – Unter Feinden* und *Black Mass* von Scott Cooper.

„Ich hab’s hingeschmissen“, sagte ich und zuckte die Schultern.

Flavio lachte. „Es war wohl eine ziemliche Schinderei.“

„Das kann man so sagen.“

„Und was machst du jetzt? Ein junger Mann wie du kann doch nicht einfach so herumhängen. Und kellnern willst du vermutlich auch nicht ewig.“

Ich schüttelte den Kopf. „Nein. Ich suche einen Job.“

Flavio tippte mir mit dem Zeigefinger auf die Brust. „Vielleicht hätte ich da was für dich. Komm doch morgen mal in mein Büro.“

„Mache ich. Danke.“ Vielleicht wäre das eine Lösung, dachte ich. Lange hielt ich es bei meinen Eltern nicht mehr aus.

Ich trug das schmutzige Geschirr in die Küche. Mein Vater, der gerade mit einem Gast gesprochen hatte, folgte mir auf den Fersen. „Was wollte Flavio von dir?“, fragte er.

„Nichts“, brummte ich.

„Lass dich bloß nicht mit ihm ein. Du bekommst nur Probleme, wenn er dich in seine krummen Geschäfte mit reinzieht.“

„Lass mich in Ruhe, Papa“, fuhr ich ihn an. „Ich bin ein erwachsener Mann und kann meine eigenen Entscheidungen treffen. Halt dich da raus.“

„Aus deinem Leben halte ich mich erst raus, wenn ich tot bin. So lange musst du es schon ertragen, dass ich dir meine Meinung sage. Und glaube ja nicht, dass ich schweigend zusehe, wie du eine riesige Dummheit begehst.“ Mein Vater war ziemlich laut geworden. Die Mitarbeiter in der Küche blickten betreten in ihre Kochtöpfe, und ich bin mir sicher, dass er auch draußen in der Gaststube zu hören war. Ich riss mir die Krawatte vom Hals, schmiss sie auf den Boden und stapfte wutschnaubend aus dem Restaurant.

Zwei Wochen später war ich der Geschäftsführer eines kleinen italienischen Delikatessengeschäftes in der Bostoner Innenstadt, in dem ich Importwaren aus Italien zu horrenden Preisen anbot. Viel Umsatz machte ich nicht, aber das war egal. Der Laden diente dazu, von der Mafia illegal eingenommenes Geld reinzuwaschen. Ich bediente täglich ein paar Kunden, frisierte die Bücher und verbrachte ansonsten den Tag damit, guten italienischen Kaffee zu trinken und die Zeitung zu lesen. Und ich kassierte ein fürstliches Gehalt dafür.

Meine Eltern versuchten weiterhin, mich zur Vernunft zu bringen. Zuerst tauchte Mama in dem Delikatessengeschäft auf. „Matteo, bitte komm wieder zurück. Du kannst doch im Restaurant mitarbeiten.“

Ich schüttelte den Kopf. „Nein. Es ist besser, wenn ich meinen eigenen Weg gehe.“

„Bitte, Matteo. Flavio ist kein Umgang für dich. Wenn du nicht studieren möchtest, dann mach etwas anderes. Aber nicht das hier.“ Sie blickte sich ängstlich um, so als würde ich mit Waffen handeln.

„Das musst du schon mir überlassen, Mama.“

„Ich bitte dich. Denk noch einmal darüber nach und komm zurück.“ Schließlich kaufte sie eine Packung Amaretti und verließ mit hängenden Schultern mein Geschäft.

Ich blieb stur wie ein Esel, auch als mein Vater eines Nachmittags im Laden aufkreuzte. Er stützte sich auf die Ladentheke. „Matteo“, sagte er. „In Gottes Namen, du bist ein kluger Junge. Du weißt doch, was du hier tust.“

Ich presste die Lippen aufeinander und starrte ihn nur wortlos an.

Er seufzte. „Das wird kein gutes Ende nehmen. Ich habe keine Kraft mehr, mit dir zu streiten. Aber wenn du so weitermachst, landest du im Knast.“

Wie recht mein Vater gehabt hatte. Doch er hielt es mir nie vor. Nicht ein einziges Mal kamen ihm die Worte „Ich habe es dir ja gleich gesagt“, die in meinem Fall mehr als berechtigt gewesen wären, über die Lippen.

Ich kaute auf meiner Unterlippe herum, um die Tränen zu unterdrücken, die sich in meinen Augenwinkeln sammeln wollten. Vermutlich hatte auch Billy Bob mit seinen Erinnerungen zu kämpfen, denn er redete kein Wort mehr, während wir unsere Mahlzeit beendeten und unsere Tablett abgaben. Kurze Zeit später lag ich auf meiner Pritsche und starrte auf den durchgelegenen Lattenrost über mir. Hätte ich damals nur auf meine Eltern gehört. Aber ich hatte mich in meiner Position als Geschäftsführer stark und unabhängig gefühlt. Es war nicht nur das Geld, das ich verdiente, sondern auch die neue gesellschaftliche Position, die mich die Nase hoch tragen ließ. Durch Flavio und seine Beziehungen wurde ich zu Vernissagen und Cocktailpartys eingeladen, wodurch ich mich als ein Mitglied der Bostoner High Society fühlte.

An einem angenehm warmen Nachmittag im Mai betrat Amanda das Delikatessengeschäft. Als die Glastür sich mit einem leisen Bimmeln öffnete, Amanda ihre langen, lockigen blonden Haare schüttelte und mir ein strahlendes Lächeln schenkte, schien die Zeit für einen Moment stillzustehen.

„Hi“, sagte sie. „Ich bin total verzweifelt und hoffe, Sie können mir helfen.“ Sie wirkte nicht gerade verzweifelt, sondern ziemlich selbstbewusst. Wenn sie wollte, konnte Amanda unglaublich charmant sein und damit jeden Mann problemlos um den kleinen Finger wickeln. Und mit mir hatte sie ein leichtes Spiel.

„Womit kann ich dienen?“ Ich lächelte zurück und war ihr schon hoffnungslos verfallen. Besonders viel Erfahrung mit Frauen hatte ich nicht. In meiner Collegezeit hatte ich für ein Jahr eine feste Freundin gehabt und während des Studiums zwei kürzere Beziehungen mit Kommilitoninnen. Ansonsten konnte ich mir keine weiteren Abenteuer auf die Fahne schreiben. Ich war eher schüchtern und Frauen gegenüber meist ziemlich verlegen.

„Ich habe eine Wette verloren und muss für meine Freundinnen ein italienisches Essen kochen. Ich habe keine Ahnung, was ich machen soll. Eigentlich kann ich auch gar nicht kochen.“ Sie zuckte bedauernd mit den Schultern. Ich fand sie einfach nur bezaubernd.

„Hm“, sagte ich und hoffte, dass sie mir nicht ansah, wie scharf ich sie fand. „Zur Vorspeise könnten Sie gemischte Antipasti machen. Die bekommen Sie fertig aus meiner Frischetheke. Tortellini wären eine gute Hauptspeise. Die sind schon gefüllt und müssen nur noch gekocht werden. Dazu könnten Sie eine Soße mit Weißwein zubereiten. Und ein klassischer Nachtisch, der immer gut ankommt und sich leicht vorbereiten lässt, ist Tiramisu.“ Während ich sprach, holte ich drei Packungen mit Tortellini, die verschieden gefüllt waren, aus dem Kühlregal. Dann zog ich eine Flasche Pinot Grigio aus dem Weinregal. „Der würde gut zu den Tortellini passen.“

Amanda nahm eine Packung Tortellini und las das Etikett. „Hört sich toll an. Allerdings habe ich keine Ahnung, was Antipasti sind, und wie man eine Soße macht, weiß ich auch nicht.“ Sie schenkte mir einen verführerischen Augenaufschlag mit ihren künstlich verlängerten und stark geschminkten Wimpern. „Aber Sie scheinen etwas davon zu verstehen. Sicher können Sie auch gut kochen.“

Mit stolzgeschwellter Brust erzählte ich ihr, dass meine Eltern ein Restaurant in Boston besäßen und ich daher, bei aller Bescheidenheit, ganz gut kochen könne.

„Oh, das ist ja fantastisch. Könnten Sie mir eventuell helfen? Ich wäre Ihnen wahnsinnig dankbar.“

Amanda brauchte keine großen Überredungskünste, damit ich schließlich die Zutaten zusammenpackte, alles in die kleine Wohnung brachte, die sie sich mit einer Freundin teilte, und das Essen zubereitete. Zum Dank durfte ich mitessen. Amanda machte keinen Hehl daraus, dass ich das Essen gekocht hatte. Sie kokettierte regelrecht damit. Ihre vier Freundinnen lobten die Soße und brachen bei dem Tiramisu in wahre Begeisterungstürme aus. Das Lob, der Wein und die Tatsache, dass alle fünf mit mir flirteten, ließen mich meine Schüchternheit überwinden. Ich schaffte es tatsächlich, die Damen eloquent zu unterhalten, und wie von alleine kamen mir sogar ein paar witzige Bemerkungen über die Lippen.

„Das war ein fantastisches Essen. Ich danke dir für deine Hilfe“, sagte Amanda, als drei der jungen Frauen bereits gegangen waren und wir noch die Küche aufräumten. Die Freundin, mit der sie sich die Wohnung teilte, war auch schon in ihrem Zimmer verschwunden.

Lächelnd winkte ich ab. „Gerne. Mir hat der Abend Spaß gemacht.“

„Was bekommst du denn für das Essen, das du mitgebracht hast?“, fragte sie.

„Nichts. Das geht aufs Haus.“

„Du spinnst. Das kann ich doch nicht annehmen.“

„Warum denn nicht?“ Amanda arbeitete in einem Kosmetikgeschäft im *Prudential Center* und verdiente dort sicher kein Vermögen. Darauf ließ auch ihre kleine, etwas heruntergekommene Wohnung schließen. Ich kam mir daher vor wie ein großer Gönner und merkte gar nicht, wie sehr ich mich ihr anboterte.

Amanda schien allerdings kein Problem damit zu haben. Sie beugte sich zu mir herab – mit ihren High Heels war sie ein paar Zentimeter größer als ich – und hauchte mir einen Kuss auf die Lippen. „Wie süß von dir.“

Meine Knie wurden weich, mein Gehirn matschig, und kurze Zeit später wälzten wir uns in ihrem Bett.

Danach hielt sie mich etwa zwei Monate hin. Ich telefonierte ihr hinterher, ließ mich von ihr abweisen und überschlug mich geradezu, als sie sich ein paar Tage später wieder bei mir meldete und vorschlug, sich mit mir zu einem Kaffee oder zum Essen zu treffen. Natürlich zahlte ich jeweils die Rechnungen.

An einem Wochenende im August nahm ich sie zu einer Geschäftseröffnung in der Stadt mit, zu der Flavio mich eingeladen hatte. Flavio und seine Geschäftspartner hofierten Amanda, die regelrecht aufblühte. Seit diesem Abend war sie offiziell meine Partnerin. Ich hatte mich vorübergehend im Hinterzimmer des Delikatessengeschäftes einquartiert, um nicht mehr bei meinen Eltern wohnen zu müssen, und mietete ein paar Wochen später eine Wohnung, in die Amanda gleich mit einzog. Etwa ein Jahr später kaufte ich eine Eigentumswohnung für uns.

Fast zwei Jahre lang lebten wir in unserem Lufts Schloss. Amanda war in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, und ihr Job im *Prudential Center* war für sie schon ein enormer gesellschaftlicher Aufstieg gewesen. Durch mich kam sie dann in Kontakt mit der Bostoner High Society. Natürlich wurde mir bald klar, dass die gesellschaftliche Position und der für ihre Verhältnisse luxuriöse Lebensstil, den ich ihr bieten konnte, die Gründe waren, warum sie mit mir zusammen war. Doch daran störte ich mich nicht weiter. Ich war zu beschäftigt damit, auf der Erfolgswelle zu schwimmen.

Keinen Kontakt mehr zu meinen Eltern zu haben, hatte mir schwer zu schaffen gemacht. Dazu standen wir uns viel zu nahe. Im Laufe der Zeit normalisierte sich unser Verhältnis, wenn wir auch das Thema meiner beruflichen Tätigkeit weiträumig umschifften. Mindestens einmal in der Woche aßen wir im Restaurant meiner Eltern. Sie mochten Amanda nicht, gaben sich aber große Mühe, es sich nicht anmerken zu lassen. Sie lieben mich so sehr, dass sie mir jede noch so große Dummheit verzeihen.

Eines Morgens, ich hatte das Geschäft gerade erst geöffnet, war es dann so weit. Beamte der Kriminalpolizei tauchten mit einem Durchsuchungsbefehl auf, und einige Tage später wurde ich

abgeführt. Aus der Untersuchungshaft kam ich gegen eine Kautions, die mein Vater bezahlte, wenige Tage später wieder frei. Aber der Verantwortung konnte ich mich nicht entziehen. So geschickt, wie Flavio und sein Boss es angestellt hatten, gab es keine Spur, die zu ihnen führte. Ich war der einzig Greifbare, dem der Betrug und die Geldwäsche nachgewiesen werden konnten, wenn auch allen Beteiligten klar war, dass die Mafia dahintersteckte. Ich war klug genug, die Namen meiner Hintermänner nicht zu nennen. Man hätte ihnen ohnehin nichts anhängen können, und ich hätte diesen Verrat teuer bezahlt. Sogar mein Anwalt riet mir in einem vertraulichen Gespräch, zu schweigen. Und so landete ich im *Johnsons*.

Ich beobachtete, wie sich der Lattenrost über mir ausbeulte, als Alfredo sich auf seine Pritsche legte. Was war ich nur für ein Dummkopf gewesen, dass ich gedacht hatte, ungestraft davonzukommen. Könnte ich doch nur die Zeit zurückdrehen. Ich wünschte, ich wäre wieder an der *Duke University* und würde die Chance, die ich gehabt hatte, ergreifen. Als ich fünf Jahre alt war, hatte ich meinen Eltern zum ersten Mal mitgeteilt, dass ich Arzt werden wolle. Sie hatten gelacht und gemeint, ich könne mir meinen Beruf frei aussuchen. Es war bei diesem Wunsch geblieben. Mein Traum war es gewesen, Chirurg zu werden. Warum hatte ich ihn nur aufgegeben? Ich konnte es überhaupt nicht mehr verstehen.

Der Russe

„Heilige Scheiße, in deiner Haut möchte ich nicht stecken.“ Billy Bob schob den Kopf tiefer in den Nacken.

Fragend blickte ich von meinem Tablett auf.

„Bin ich froh, dass ich so ein hässlicher kleiner Pummel mit Brille bin. Kann ich noch deinen Nachtsch haben? Ich muss dafür sorgen, dass ich auf keinen Fall meine unförmige Figur verliere.“ Billy Bob nahm die Schüssel mit dem graubraunen Pudding von meinem Tablett.

Ich runzelte die Stirn. „Was meinst du denn?“

„Der Russe! Er hat ein Auge auf dich geworfen. Und du weißt ja sicher, was das heißt.“

Ich drehte den Kopf zur Seite und entdeckte Sergej, der zwei Tische weiter saß und mich mit zusammengekniffenen Augen musterte. Er wurde nur *der Russe* genannt, obwohl sich noch einige weitere Vertreter dieser Nationalität in staatlicher Obhut befanden, einer stärker tätowiert als der andere.

„Nein, ich weiß nicht, was das bedeutet“, sagte ich, obwohl ich eine vage Ahnung hatte, die mich in diesem Moment jedoch so schockierte, dass ich sie sofort wieder von mir schob.

Billy Bob bestätigte meine Befürchtung. „Ach komm. Jeder weiß doch, dass er gerne mal einen Fisch fickt.“ War er nur erleichtert, selbst nicht im Visier des Russen zu stehen, oder hörte ich da auch eine Portion Schadenfreude aus seiner Stimme? Als *Fisch* wurden die Neuankömmlinge im Knast bezeichnet, zu denen ich nach drei Wochen auch noch gehörte.

Ich spürte, wie der Fraß, den ich wohl oder übel hinuntergewürgt hatte, sich wieder einen Weg nach oben bahnte. Verzweifelt schluckte ich und bemühte mich, meine Schnappatmung unter Kontrolle zu bringen.

„Keine Panik, der Russe verliert meistens ziemlich schnell das Interesse. Das Blöde ist allerdings, dass er dich dann für die anderen freigibt.“ Billy Bobs Worte hatten wenig Tröstliches an sich.

An diesem Abend saß ich im Computerraum und recherchierte nach Vergewaltigungen in amerikanischen Gefängnissen. Kaum hatte ich die Suchbegriffe bei Google eingegeben, schnürte sich mein Hals zu. Natürlich hatte ich schon von Vergewaltigungen unter männlichen Gefängnisinsassen gehört, aber mehr durch Filme wie *Generation X* oder *Die Verurteilten*. Für mich waren die Vergewaltigungen reißerische Hollywoodszenen gewesen, wie die Invasion von Aliens oder Flutwellen, die New York versinken ließen. Ich hatte keine Ahnung davon gehabt, dass nach Schätzungen von *Human Rights Watch* im Jahr 2001 mindestens 140.000 Insassen amerikanischer Gefängnisse vergewaltigt worden waren und dass in den USA jährlich mehr Männer als Frauen vergewaltigt wurden, wenn man die Fälle in Gefängnissen mitberücksichtigte. Es gab einen Bericht des *US Department of Justice*, nach dem etwa vier Prozent der Insassen amerikanischer Staatsgefängnisse in den vorausgegangenen zwölf Monaten vergewaltigt worden waren. Um dieser enormen Zahl an Übergriffen entgegenzuwirken, wurde 2003 sogar ein Bundesgesetz verabschiedet, der *Prison Rape Elimination Act*. Während ich die Statistiken und die Geschichte von Rodney Hulin las, der sich im Alter von achtzehn Jahren im Gefängnis erhängte, nachdem er vergewaltigt worden war, schrumpften meine Eier auf die Größe einer Rosine, und meine Pobacken zogen sich zusammen wie ein Schraubstock.

Bislang hatte ich vor allem darüber nachgedacht, wie ich mein Leben nach den zwei Jahren im Gefängnis wieder in den Griff bekommen sollte. Fünfundzwanzig wäre ich dann und müsste komplett von vorne anfangen. Mein Ruf war ruiniert, meine Freunde über alle Berge, und ich hatte keine Ahnung, wie ich dann wieder auf die Beine kommen sollte. Auch um meine Eltern hatte ich mir Sorgen gemacht. Die Enttäuschung und das Entsetzen über die kriminelle Energie ihres Sohnes hatte sie innerhalb von wenigen Wochen um Jahre altern lassen. Keine Gedanken hatte ich mir dagegen um die Zeit im Gefängnis gemacht. Es war eine verlorene Zeit, ein Zeitraum, den ich einfach absitzen musste. Doch ich hatte nicht darüber nachgedacht, dass ich Demütigungen und körperliche Verletzungen hinnehmen und vielleicht sogar um mein Leben fürchten musste. Stephen Donaldson, einer der Aktivisten, der sich gegen Gewalt und Missbrauch in amerikanischen Gefängnissen eingesetzt hatte, war 1996 an AIDS verstorben. Und mit dem HI-Virus hatte er sich bei den Vergewaltigungen infiziert, die er während eines Gefängnisaufenthaltes erdulden musste.

In dieser Nacht machte ich kein Auge zu. Wenn Sergej es auf mich abgesehen hatte, dann hatte ich keine Chance. Er galt als einer der mächtigsten Männer im Knast und verfügte über Verbindungen und ein Gefolge furchteinflößender Männer, die sicher nur auf eine Gelegenheit warteten, jemanden zusammenschlagen zu können. Mich an die Wärter zu wenden, war die einzige Möglichkeit, die ich sah. Doch was sollte ich ihnen sagen? Sergej hatte noch nie ein Wort mit mir gewechselt. Ich konnte den Aufsehern ja schlecht sagen, dass er mir böse Blicke zugeworfen hatte. Oder doch? Vielleicht würden sie mich dann in die geschlossene Psychiatrie einweisen lassen, wo ich vor Sergej sicher war.

Ein Aufseher war es schließlich, der für Sergej meine Zelle aufschloss. Alfredo nahm er mit, und der kleine Mexikaner schenkte mir noch einen mitleidigen Blick, bevor er rasch verschwand.

Mir blieb nur eines übrig: Sergejs Blick nicht auszuweichen. Dadurch war ich gezwungen, zu ihm aufzusehen, wie er da ruhig vor mir stand: breitschultrig, mit kurz geschorenen dunklen Haaren und Tattoos, die sich unter dem Shirt auf die Arme hinauswanden. Ich ging leicht in die Knie, um das Schlottern meiner Beine zu überspielen.

„Du weißt, was ich von dir will?“

Ich nickte nur. Zu einer Antwort wäre ich nicht in der Lage gewesen.

„Und du weißt, dass ich mir nehme, was ich will?“

Wieder nickte ich.

„Hose runter!“

In Gedanken war ich alle möglichen Szenarien durchgegangen. Dass er mich mit seiner Gang überfallen, schlagen und vor den Augen der anderen vergewaltigen würde. Dass er mich mit einem Messer am Hals zwingen würde, mir die Arme brechen und mich treten würde. Dass er allein und unbewaffnet vor mir stand, wirkte in dieser bedrohlichen Situation fast schon wieder beruhigend. Ich hatte mir vorgenommen, mich nicht zu wehren. Es wäre ohnehin sinnlos und würde nur noch mehr Gewalt heraufbeschwören. Daher nestelte ich an meiner Hose herum und schob sie hinunter.

„Dreh dich um.“

Ich gehorchte, und als er meinen Oberkörper nach vorne drückte, lag ich schon auf dem Tisch. Obwohl ich vorwiegend Angst vor Schmerz, Verletzung und Infektionskrankheiten hatte, zog mir die Schamesröte ins Gesicht. Noch nie hatte ich mich vor einem Menschen in einer so demütigenden Haltung befunden.

„Nicht so verkrampfen.“ Er schlug mir mit der Hand leicht auf den Hintern, und mir brach vor Angst und Scham der Schweiß aus allen Poren. „Ich will dir nicht wehtun, sondern dich nur ficken.“ Seine Stimme klang fast schon freundlich. Er wollte mich beruhigen. Was für ein Hohn!

Er zog meine Pobacken auseinander. Ich kniff die Augen zusammen und krallte mich an der Tischkante fest, während er mit einem Finger über meinen Anus fuhr. Aus einem völlig unverständlichen Grund hatte ich in den Tagen, während ich mit meiner Vergewaltigung rechnete, besonders darauf geachtet, dass mein Hintern sauber war. Ich hatte mich selbst dafür verachtet und erst gedacht, dass er vielleicht von mir ablassen würde, wenn er auf einen kotverschmierten Darmausgang blicken musste. Doch die Angst vor der Demütigung, dass Sergej meinen vollgeschissenen Arsch begutachten würde, war größer gewesen als die Hoffnung, dass er mich aus Ekel ungeschoren davonkommen ließ.

„Deinen Arsch hat noch keiner gefickt, oder?“, fragte er, und ich spürte, dass es ihn anmachte, mir meine Jungfräulichkeit nehmen zu können.

Mit dem Kopf schütteln konnte ich nicht, dazu lag ich viel zu verkrampft auf der Tischplatte. Ich presste ein kaum hörbares „Nein“ hervor.

„Wenn du schön brav bist, tue ich dir nicht weh.“

Was blieb mir denn auch anderes übrig, als schön brav zu sein?

„Mach dich locker.“

Wie sollte ich das bitte schön anstellen? Jeder einzelne Muskel meines Körpers war bis zum Zerreißen angespannt, und ich konnte kaum atmen.

Er spuckte in meine Ritze. Die zähe Flüssigkeit rann langsam herunter und sammelte sich auf meiner Rosette, die sich unwillkürlich zusammenzog. Er massierte den Schließmuskel und führte langsam seinen Finger ein. „Ich meine es ernst. Wenn du dich so verkrampfst, tut es dir weh.“

Vielleicht sollte ich zumindest versuchen, seinen Rat zu befolgen. Warum wollte er es mir leichter machen? Offensichtlich hatte er keine sadistische Ader, und seine Befriedigung lag nicht darin, meinen Schmerz zu spüren, sondern er wollte nur einen Fick. Wahrscheinlich war es das Beste, meinen Kopf leerzupusten, meine Gedanken, die Scham und die Angst wegzuschieben und mich stattdessen auf meinen Anus zu konzentrieren. Ich versuchte, der Dehnung nachzugeben, so wie beim Stretching nach dem Sport. Nachdem er mit zwei Fingern langsam in mich eingedrungen war, zog er sich zurück, bevor er sich über mich beugte und mir ins Ohr flüsterte: „So bleiben, Kleiner.“

Dann hörte ich, wie er sich an seiner Hose zu schaffen machte, gefolgt von einem Geräusch, das eindeutig vom Aufreißen einer Kondompackung stammte. Dieses Geräusch ließ mich vor Erleichterung laut hörbar ausatmen. Ich wollte nicht sterben, und schon gleich gar nicht an einer so beschissenen Krankheit wie AIDS. Dicht hinter mir bearbeitete er seinen Schwanz, und als er das Gummi über seinen steif gewordenen Penis rollte, quietschte es leise. Ich versuchte, langsam tief ein- und auszuatmen, und machte mich auf den Schmerz gefasst. Zuerst spürte ich nur eine sanfte Berührung, die in einen immer stärkeren Druck überging. Meine Rosette gab nach, und Sergej drang in mich ein. Jetzt war ich offiziell ein vergewaltigter Mann, schoss es mir durch den Kopf. Und damit reihte ich mich nur in eine unzählige Menge an vergewaltigten Männern und Frauen ein.

Sergej war vorsichtig. Es passte so gar nicht zu seinem Ruf als skrupelloser Gewalttäter, dass er sich Zentimeter für Zentimeter vorarbeitete und meinem unbedarften Darm die Möglichkeit gab, sich daran zu gewöhnen. Es tat weh, ein brennender Schmerz, der nach einiger Zeit einem dumpfen Druck wich. Allerdings war es nicht so furchtbar schmerzhaft, wie ich es mir in meinen schlaflosen Nächten ausgemalt hatte. Sergej fasste mich an den Hüften und begann, erst langsam, dann immer schneller in mich hineinzustoßen. Unsere Haut klatschte aneinander, und seine Eier drückten gegen meine Oberschenkel. Verhalten fing er zu stöhnen an. Sein Schwanz zuckte, als er kam, und er presste mich noch einmal fest an sich. Dann zog er sich sofort aus mir zurück, streifte das Kondom ab und warf es neben mich auf den Tisch. Er klopfte von innen an die Zellentür, und ich rappelte mich eilig auf und zog meine Hose hoch. Dem Wärter wollte ich meinen blanken Hintern nicht auch noch präsentieren.

Der Wärter grinste mich hämisch an, als er die Tür öffnete, und eine Welle tiefen Hasses schwappte in mir hoch. Meine Wut auf den Wärter war viel größer als meine Wut auf Sergej. Der Wärter war

verantwortlich für mich und meine Sicherheit. Er hätte mich schützen können und sollen. Warum tat er so etwas? Hatte Sergej ihn bestochen? Bereitete es ihm eine Genugtuung, seine Macht zu missbrauchen?

Ich war wieder allein in der Zelle. Angeekelt betrachtete ich das Kondom, das auf dem Tisch lag. Ein Teil der klebrigen Flüssigkeit war ausgelaufen. Mit spitzen Fingern wickelte ich es in Toilettenpapier und warf es weg. Nachdem ich den Tisch gereinigt hatte, wusch ich mir dreimal die Hände mit Seife. Einen Moment lang stand ich unschlüssig da, in meinem Inneren tobten Wut, Ekel und Angst. Wann würde Sergej das nächste Mal kommen? Oder hatte er schon genug von mir und warf mich den Hyänen zum Fraß vor?

Schließlich legte ich mich auf mein Bett und rollte mich zusammen. Ich zog meine Knie noch enger an mich heran, wollte einen Kokon um mich spinnen, der niemanden einließ. Was war aus mir geworden? Wann war alles schiefgelaufen? Ein großer, schwerer Kloß bildete sich in meinem Hals, als ich an meine Kindheit dachte. Ich war ein behütetes Einzelkind gewesen. Meine Eltern hatten mir alles, was ihnen möglich war, an Liebe, Aufmerksamkeit und finanzieller Zuwendung gegeben. Und ich bereitete ihnen vorwiegend Freude. Meine Kindheit war sonnig und unbeschwert. Sorgen und Ängste hielten meine Eltern von mir fern, solange es ging. In der Schule war ich gut, hatte Freunde und musste mich nie sonderlich anstrengen. War das alles zu leicht gewesen? Hatten mich meine Eltern zu sehr verwöhnt? Nach der Schule begann ich, Medizin zu studieren. Meine Eltern hatten ihr Restaurant schon von meinem Großvater übernommen, der nach dem Krieg aus Italien in die Neue Welt gezogen war, um sein Glück zu suchen. Natürlich hatten sie gehofft, dass ihr einziger Sohn das Restaurant weiterführen würde. Doch nachdem sie sich an den Gedanken gewöhnt hatten, dass ich statt zu kochen lieber Medizin studieren wollte, waren sie sehr stolz auf mich. Sie sahen sich schon als die Eltern eines erfolgreichen Arztes und mich als angesehenen, wohlhabenden, verheirateten Mann. In Gedanken spielten sie schon mit ihren Enkelkindern in meinem gepflegten Vorgarten.

Ich weiß nicht mehr genau, wann alles umschlug. Das Studium war anstrengend. An der *Duke University* wurde viel verlangt. Ich glaube, es war während des Chirurgiepraktikums. Wir mussten jeden Morgen um fünf Uhr mit der Visite beginnen, die sie *Preround* nannten. Schlaftrunken schlurften wir Studenten in die Krankenzimmer und weckten die Patienten. Wir sahen uns die Wunden an, machten ein paar Notizen und schrieben aus der Akte ab, welche Medikamente in der Nacht verabreicht worden waren. Eine halbe Stunde später wiederholten wir die Visite mit den Assistenzärzten und eine weitere Stunde später mit dem Oberarzt. Dieser stellte uns dabei unangenehme Fragen, auf die wir meist keine Antwort wussten. Ich empfand das alles als überflüssig und demütigend, fühlte mich ausgenutzt und missverstanden. Die überarbeiteten Assistenzärzte und die gestressten Oberärzte arbeiteten alle

wahnsinnig viel. Aber so viel Geld verdienten sie auch nicht. Was machte das dann für einen Sinn? So ein Leben wollte ich nicht führen. Schließlich schmiss ich alles hin.

Als Alfredo zurück in die Zelle kam, rollte ich mich noch enger zusammen und schloss die Augen. Die Verzweiflung schnürte mir die Kehle zu, und ich konnte kaum atmen.

Weiterleben

Nach einer schlaflosen Nacht schleppte ich mich am nächsten Morgen zum Frühstück. Wohl oder übel musste ich anschließend in den Gemeinschaftsraum, um Alfredo die vereinbarte Zeit alleine in unserer Zelle zu ermöglichen. Im Gemeinschaftsraum standen Norris, Silver Slick und Chuck zusammen und rauchten. Als sie mich kommen sahen, grinnten sie mich an. Silver Slick fasste sich an die Eier und rollte die Hüften. „Na, kleine Lady, hat es dir der Russe ordentlich besorgt?“

Der fette Chuck streckte seine mit einem dicken weißgelben Belag bedeckte Zunge heraus und schwenkte sie mit einem Zischen hin und her. „Wenn der Russe mit dir fertig ist, bin ich der Nächste.“

Ich kotzte mein Frühstück auf den fleckigen Linoleumboden, während sich die anderen vor Lachen die Seiten hielten.

Mehr als zehn Tage lang erhielt ich keinen weiteren Besuch von Sergej. Die Russen blieben unter sich, und wenn ich ihm zufällig begegnete, grüßte er nicht, und seine Miene blieb ausdruckslos. Im Gemeinschaftsraum, beim Essen und sogar unter der Dusche musste ich mir weitere Anzüglichkeiten und Drohungen gefallen lassen. Ich schlief kaum noch und wankte wie ein Zombie durch die Gänge. Tagsüber war ich entsetzlich müde, doch es war viel zu laut, um schlafen zu können. Rapmusik dröhnte über die Flure, Metalltüren schlugen, und die Männer schrien sich gegenseitig an. Nachts lag ich dann hellwach auf meiner Pritsche und konnte kein Auge zutun. Ich wartete auf Sergej. Natürlich hatte ich Angst davor, von ihm gefickt zu werden. Viel größer war allerdings meine Angst, dass er nicht mehr kommen und der fette, stinkende Chuck seinen Schwanz in mich schieben würde. Je mehr Tage

vergingen, desto stärker sehnte ich Sergej herbei. Chuck und vor allem auch Silver Slick wurden immer dreister.

Während einer dieser Nächte geschah es auch, dass ich zum ersten Mal einnässte.

Jemand rüttelte mich unsanft an der Schulter. „Mann, Junge, wach auf.“

Verschlafen rieb ich mir die Augen, und dann spürte ich es. Meine Hüfte und meine Beine waren nass.

Verärgert blickte mich Alfredo an. „Du hast ins Bett gepisst. Das stinkt ekelhaft!“

Ich schlug die Decke zurück und konnte kaum glauben, was ich sah. Wann hatte ich das letzte Mal ins Bett gemacht? Mit fünf Jahren? Das konnte doch nicht wahr sein!

Alfredo zerrte das Laken unter mir hervor. „Los, mach schnell, zieh alles ab und bring es gleich in die Wäscherei. Wenn du Glück hast, ist schon jemand unten. Wenn die anderen etwas von der Schweinerei mitbekommen, machen sie dich fertig.“

Hektisch raffte ich alles zusammen, zog mir eine frische Hose an und lief durch die leeren Gänge nach unten in die Wäscherei. Die verschrammte Stahltür war noch geschlossen, und ich hämmerte verzweifelt dagegen. Erleichtert vernahm ich schlurfende Schritte, die sich näherten. Es war Maria.

Resolut nahm sie mir die zusammengeknüllten Laken ab.

„Es tut mir leid, Maria.“ Meine Gesichtsfarbe ähnelte sicher der einer Tomate.

Marias Gesichtsausdruck blieb reglos. „Schon gut, du bist nicht der Einzige. Schau nur zu, dass die anderen nichts merken, sonst wirst du zum Gespött des Tages. Die Männer haben zu wenig zu tun und nicht viel zu lachen. Da ist so was ein gefundenes Fressen.“ Sie deutete auf einen kleinen Schrank im Gang neben der Wäscherei. „Da lege ich immer frische Bettwäsche rein. Falls noch mal was passiert ... Und die schmutzige kannst du in den Container werfen.“

„Danke, Maria.“ Ich war wild entschlossen, so etwas nie wieder geschehen zu lassen, und war mir sicher, die Ersatzwäsche im Schrank nicht zu benötigen. Doch da wusste ich noch nicht, dass ich Maria in den kommenden Monaten noch so manches Mal dankbar sein würde.

Ein angenehm kühler Wind wehte über den Hof, und ich atmete tief ein. In der Wäscherei war es sehr stickig, und die Atemzüge an der frischen Luft waren das einzige bisschen Freiheit, das ich in den nächsten beiden Jahren bekommen würde. Ich bemerkte nicht, wie Silver Slick hinter mich trat, und schrak zusammen, als er mir an den Hintern grapschte.

„Hi, kleine Lady. Wie wär's mit einer Nummer auf dem Klo?“ Sein Atem streifte meinen Nacken, und das Blut wich aus meinem Gesicht.

Unvermittelt ließ Silver Slick von mir ab, und ich entdeckte Sergej, der auf dem Basketballfeld stand und zu mir herübersah. Zum Abendessen erschien Silver Slick mit einem angeschwollenen Auge.

Später kam Sergej während der Gemeinschaftszeit in unsere Zelle. Ich lag unten auf meiner Pritsche und las. Alfredo beeilte sich, von seinem Bett zu springen und die Zelle zu verlassen. Wie gelähmt blieb ich auf dem Bett liegen, das Buch noch immer in der Hand.

Sergej griff sich das Buch, legte es zur Seite und zog mir die Hose runter. „Dreh dich um.“

Mein Herz schlug heftig gegen meinen Brustkorb. Angst und Erleichterung darüber, dass er mich noch nicht hatte fallen lassen, mischten sich zu einem fast unerträglichen Kloß in meiner Magengegend. Sergej sprach kein Wort. Er war nicht grob, sondern versuchte, meine Schmerzen im Rahmen zu halten, indem er langsam und vorsichtig in mich eindrang. Eilig schien er es nicht zu haben, denn er bewegte sich gemächlich in mir. Nach einer Weile schob er mein Shirt nach oben und strich mir über den Rücken und die Hüften. Mein Herz schlug wie wild. Ich konnte diese fast schon zärtliche Geste überhaupt nicht einordnen. Was war ich für ihn? Doch nur eine Möglichkeit, seine Bedürfnisse zu befriedigen.

Wie beim ersten Mal verließ er die Zelle sofort, nachdem er fertig war – ohne ein weiteres Wort zu verlieren. Aufgewühlt lag ich anschließend auf meiner Pritsche und versuchte, meine Gedanken und Gefühle zu sortieren. Als Alfredo zurückkam, nahm ich schnell wieder mein Buch zur Hand und tat so, als würde ich lesen.

Er setzte sich auf den Plastikstuhl am Tisch und betrachtete mich. Langsam ließ ich das Buch sinken. „Alles okay?“, fragte er.

Ich nickte. Okay war natürlich nichts. Aber das war kein Thema, das ich mit meinem Zellengenossen diskutieren konnte.

Alfredo starrte auf seine gelblichen Fingernägel. „Vor dem Essen hat der Russe Silver Slick ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, dass du ihm gehörst.“

Ich schluckte. Was sollte das bedeuten? War ich Sergejs Sklave?

„Das spricht sich hier schnell rum“, erklärte Alfredo. „Nur damit du Bescheid weißt.“

Irritierenderweise verspürte ich Erleichterung. Dass Sergej den anderen klargemacht hatte, dass ich sein Eigentum war, bedeutete hoffentlich auch, dass mich kein anderer anrühren würde. Die Frage war nur, wie lange. Wann würde er sich mit mir langweilen? Dann würde er mich auch nicht mehr beschützen.

Am darauffolgenden Tag saß ich mit Billy Bob und Dan beim Mittagessen. Wir saßen fast immer beisammen. In meinem früheren Leben hätte ich mir die Gesellschaft der beiden niemals ausgesucht, aber hier war es wohl so, dass ich mit dem, was sich mir anbot, vorliebnehmen musste.

„Meine Fresse“, sagte Billy Bob kauend, „gestern Abend hat der Russe Silver Slick ganz schön eine reingeballert. Der rührt dich nicht mehr an. Und dass du jetzt ihm gehörst! Hätte ich nie gedacht.“ Er blickte mich schräg von der Seite an. „Ein hübscher Junge bist du ja. Aber dass der Russe da gleich so drastisch wird?“ Er schüttelte den Kopf. „Er hat wohl einen Narren an dir gefressen. Das ist ein hartes Brot für dich, diesem brutalen Mafioso ausgeliefert zu sein.“

Ich lief rot an und antwortete nicht. Es war mir äußerst unangenehm, dass meine Mitgefangenen alle Bescheid wussten, dass Sergej mich fickte. Mir wurde schlecht bei dem Gedanken, wie sich die anderen vorstellten, was er mit mir tat. Und nicht nur das. Ich hatte den Status eines Leibeigenen, damit stand ich auf der untersten Stufe der Gefängnisgesellschaft. Und auf einen gesellschaftlichen Aufstieg konnte ich hier nicht hoffen – schon gleich gar nicht, wenn Sergej mich irgendwann fallen ließ. Dann war ich Freiwild.

Sergej kam in unregelmäßigen Abständen etwa einmal die Woche zu mir. Alles lief immer gleich ab. Ich machte mir große Sorgen, dass er sich bald mit mir langweilen würde. Vielleicht sollte ich ihm ja irgendeine Abwechslung bieten. Doch was? Und würde ich ihn nicht eher abschrecken, wenn ich mich ihm anbieterte?

Wie ich nach und nach mitbekam, war ich nicht der einzige Leibeigene im Knast. Es gab noch einige weitere junge Männer, die Eigentümer hatten. Wir wurden *Boys* oder *Punks* genannt, und unsere Besitzer waren unsere *Männer*. Drei der *Punks* gaben sich betont weiblich. Sie hingen fast immer zusammen ab, kultivierten ihre Rolle als Tunten und wurden allgemein belacht. Aber dennoch hatten sie auf diese Weise ihre gesellschaftliche Nische gefunden. Einige der Männer liebten es, ihnen

hinterherzupfeifen oder auf den Po zu schlagen. Die Tunten quittierten es mit einem spitzen Schrei und wackelnden Hüften. Sie waren das Weiblichste, das viele der Insassen für eine lange Zeit – wenn nicht gar für immer – zu sehen bekamen.

Zu so einer Tunte konnte und wollte ich nicht werden. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, dass Sergej darauf stand. Ich wusste überhaupt nicht, worauf er stand und was er an mir mochte. Er redete ja nicht mit mir. An meiner Persönlichkeit konnte es somit nicht liegen, dass er sich an mir befriedigte. Es war wohl allein mein Aussehen. Nie hätte ich gedacht, einmal in eine solche Situation geraten zu können, in der ich einzig über mein Aussehen definiert wurde. Und das vermutlich auch nur, weil ich irgendwie weich und weiblich wirkte.

Neben den Leibeigenen und ihren Besitzern gab es noch ein paar Knastpaare, die einvernehmlichen Sex hatten. Einige davon waren auch schon vor ihrer Gefängnis Karriere schwul gewesen, andere heterosexuell. Teilweise lebten die Paare in einer gemeinsamen Zelle – doch nur, wenn sie über ein gewisses Kapital verfügten, um die Wärter bestechen zu können. So zumindest erklärte es mir Billy Bob. Generell war Sex unter den Gefangenen natürlich verboten. Es gab einen Paragraphen, der einvernehmlichen Sex untersagte, und einen anderen, der nicht einvernehmlichen Sex verbot. Dennoch gab es beides – und fast alles andere, das im Gefängnis nicht erlaubt war, wie Drogen, Alkohol, Spielwetten, Bestechung, Schmuggel oder Diebstahl, fand ebenfalls in großem Umfang statt. Die Verbote wurden ganz offensichtlich missachtet. Meiner Ansicht nach bedurfte es eines recht konsequenten Wegsehens durch die Wärter, um all dies zu ignorieren. Die Wärter hatten einen schlecht bezahlten, ziemlich beschissenen Job und betrachteten die Bestechungsgelder, die sie von den Gefangenen erhielten, als eine Art Trinkgeld, das zu einem festen Bestandteil ihres Einkommens geworden war. Das hieß aber nicht, dass alle Wärter böse und gemein waren. Im Gegenteil. Während meiner Zeit im *Johnsons* stieß ich auf einige sehr freundliche Wärterinnen und Wärter, die mich bei meinem Projekt, das ich im Laufe des ersten Jahres entwickelte, sehr unterstützten.

Zögernd betrat ich den Fitnessraum. Bislang hatte ich diesen Ort gemieden. Meine Figur war nicht gerade sportlich, und ich fürchtete gleichermaßen den Spott und die Anzüglichkeiten der anderen Häftlinge. Doch mein Rücken schmerzte immer stärker von der schlechten Matratze und der mangelnden Bewegung. Ein großer Sportler war ich noch nie gewesen. Eine Zeit lang hatte ich es mal mit Krafttraining probiert, doch so gut wie keine Muskeln aufgebaut. Und davor, Anabolika zu nehmen, war ich doch zurückgeschreckt. Laufen konnte ich ganz gut. In meinem Leben vor dem Knast war ich regelmäßig gejoggt, doch darauf würde ich noch eine ganze Weile verzichten müssen. Die einzige

Möglichkeit war der Fitnessraum. Er war brechend voll. Auch Sergej stemmte in einer Ecke des Raumes gemeinsam mit den anderen Russen Hanteln.

Erleichtert stellte ich fest, dass keiner Notiz von mir nahm, als ich mich auf ein Fahrrad setzte und in die Pedale trat. Ich stellte einen mittleren Widerstand ein, um mich aufzuwärmen, und blickte in die Runde. Nach einer Weile fiel mir auf, dass trotz der unvermeidlichen Rapmusik, die aus einem billigen Radio schepperte, die Stimmung im Raum erstaunlich friedlich war. Egal, wo ich mich sonst befand, es gab immer Männer, die sich lautstark stritten, und nicht selten wurden auch kräftige Schläge ausgeteilt. Doch im Fitnessraum herrschte außer dem Keuchen und Stöhnen der Männer Ruhe. Sie reichten sich sogar gegenseitig die Hanteln und unterstützten sich beim Training.

Ermutigt durch die friedliche Stimmung wagte ich mich nach zwanzig Minuten an die Geräte. Die *Lat Machine* war frei. Ich stellte das Gewicht ein, setzte mich hin und begann zu ziehen. Schon beim ersten Mal merkte ich, dass ich mich überschätzt hatte. Es war viel zu schwer für mich, obwohl ich im Vergleich zu den anderen, die an ähnlichen Geräten trainierten, nur ein lächerliches Gewicht eingestellt hatte. Keuchend bemühte ich mich, die Kilos wenigstens ein paarmal zu bewegen.

„Wenn du so weitermachst, hast du bald einen Bandscheibenvorfall.“

Krachend ließ ich das Gewicht fallen, als Sergejs Stimme neben mir ertönte. Meine Arme wurden nach oben gerissen, und es fuhr mir in die Schulter. „Autsch“, rutschte es mir heraus. Meine Güte, war ich eine Witzfigur! Glücklicherweise war mein Gesicht bereits von der Anstrengung gerötet.

Sergej zog den Bolzen aus den Gewichten und stellte ein Gewicht ein, das vielleicht für einen Zehnjährigen angemessen gewesen wäre. „Nicht so viel für den Anfang.“ Er stellte sich hinter mich und fasste mich an den Schultern an. Mit den Daumen drückte er zwischen meinen Schulterblättern herum. „Tut es hier weh?“

Panisch sah ich mich um. Was würden die anderen sagen, wenn sie beobachteten, dass Sergej mich in aller Öffentlichkeit anfasste? Doch keiner nahm Notiz von uns. „Ja, da“, antwortete ich leise.

Sergej massierte mit seinen Daumen kräftig die verkrampften Muskeln, bevor er schließlich von mir abließ. „So, und jetzt musst du die Bauchmuskeln anspannen, um dich nicht so ins Hohlkreuz drücken zu lassen.“ Er beobachtete meine Bemühungen und gab mir Anweisungen. „Bauch mehr anspannen, Schulterblätter zusammen, und die Schultern nicht zu den Ohren ziehen.“

Trotz der leichten Gewichte war ich nach fünf Minuten nass geschwitzt. Dabei blieb mir unklar, ob es von der körperlichen Anstrengung kam oder von Sergejs Nähe und seinen Händen, die mal auf meiner Schulter, mal auf meinem Rücken lagen, um meine Haltung zu korrigieren. Wieso machte mich

Sergej so nervös? Er hatte schon so tief in mir gesteckt, dass seine Hände auf meinem T-Shirt mich eigentlich nicht mehr aus der Ruhe bringen sollten. Vielleicht war es, weil andere dabei waren. Immer wieder schielte ich zu den anderen Männern, die an den Geräten trainierten, aber alle waren mit sich selbst beschäftigt. Ich konnte häufig Körperkontakte zwischen den Häftlingen beobachten. Ähnlich wie Sergej es bei mir machte, korrigierten sie gegenseitig ihre Haltung oder massierten sich kurz. In Fitnessstudios außerhalb der Gefängnismauern habe ich das niemals in dieser Form beobachtet. Rückblickend, viele Jahre später, gehe ich von der Annahme aus, dass der Mangel an körperlichem Kontakt vielen Gefängnisinsassen zu schaffen macht. Und dass dieses Bedürfnis nach Berührung, wenn es nicht andere Ventile findet, zu der hohen Gewaltbereitschaft hinter Gittern beiträgt.

„Du solltest erst mal deinen Rumpf stabilisieren, bevor du Gewichte stemmst“, riet mir Sergej. „Komm mit zu den Matten.“

Auf seine Anweisungen hin legte ich mich auf den Rücken und trainierte meine Bauchmuskulatur. Doch Sergej war nicht mit mir zufrieden. „Reiß nicht so an deinem Nacken. Du machst das mit dem Hüftbeuger und nicht mit dem Bauch.“ Ich bemühte mich nach Kräften, aber Sergej schüttelte den Kopf und legte die Hand auf meinen Bauch. „Hier will ich deine Muskeln spüren.“

„Welche Muskeln?“, fragte ich verzweifelt.

Sergej gab nicht so schnell auf und erklärte mir genau, was ich falsch machte. Fast eine Stunde lang mühte er sich mit mir ab. Mein T-Shirt und meine Shorts waren tropfnass, als er endlich sagte: „So, ich geh jetzt duschen.“

„Ich dehne mich noch“, antwortete ich nur.

Er nickte und verschwand. Ausführlich dehnte ich all meine Muskelgruppen, denn ich wollte ihm auf keinen Fall unter der Dusche begegnen.

Dort traf ich ihn dann nicht mehr an, aber später an diesem Abend stattete er mir noch einen Besuch ab. Wie immer erledigte er schweigsam, was er erledigen wollte. Doch bevor er ging, sagte er noch: „Morgen wieder um die gleiche Zeit beim Training.“

Ich nickte und erschien am kommenden Tag brav in der Sporthalle, obwohl ich heftigen Muskelkater hatte. Schließlich war es eine Anordnung und keine Frage gewesen, und ich war ein Leibeigener.

So kam es, dass ich im Knast bei Weitem mehr Sport trieb, als ich vorgehabt hatte. Sergej absolvierte sein eigenes Training, und ich hatte ausführlich Gelegenheit, seine wohldefinierten Muskelgruppen zu bewundern. Dabei versuchte ich, mich an die lateinischen Namen der Muskeln zu erinnern und daran, an welchen Knochen sie ansetzten und für welche Bewegungen sie zuständig waren. Während meines

Anatomiekurses hatte ich all dies pauken müssen, doch ein großer Teil meines Wissens war in der Zwischenzeit im Nirwana abgetaucht. Sergej kam immer wieder bei mir vorbei und korrigierte meine Übungen. Das intensive und professionelle Training der beiden Jahre im Knast führte zwar nicht dazu, dass aus mir ein Adonis wurde, aber ich entwickelte erstaunlicherweise doch eine gewisse Muskulatur.